

Leseprobe aus:
Lea Draeger
Wenn ich euch verraten könnte



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2022 hanserblau in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

hanserblau

hanser**blau**

Lea
Draeger

**WENN
ICH EUCH
VERRATEN
KOENNTE**

Roman

hanserblau

Dieser Text enthält explizite Schilderungen psychischer
und physischer Gewalt. Die Inhalte können belastend
oder retraumatisierend auf Leser:innen wirken.

1. Auflage 2022

ISBN 978-3-446-27286-6

© 2022 hanserblau in der Carl Hanser Verlag
GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Motiv: © Portrait of a Woman,
Giovanni Bellini, 1450–1470

Foto der Autorin: © Paula Winkler

Satz im Verlag

Druck und Bindung: CPI books, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungs-
vollen Quellen
FSC® C083411

Über den Tod des Vaters

Als mein Großvater zwölf Jahre alt war, erhängte sich mein Urgroßvater am Deckenbalken seiner Backstube mit einer Hundeleine. Die Füße schwebten über dem Arbeitstisch. Er schaute starr von oben hinunter auf sein Kind.

Mein Großvater hob den Stuhl, der umgestoßen auf dem Boden lag, auf den Tisch und stieg hinauf. Er fasste das Becken seines Vaters, umschlang seinen Bauch. Er hing am Bauch seines Vaters, versuchte sich zur Brust hochzuziehen, in den Blick des Vaters, und gleichzeitig den Vater hinunterzuziehen, in seine Arme, mit denen er den Vater umklammerte. Die Hundeleine gab nicht nach, sie schnitt nur immer tiefer in den Hals. So balancierte mein Großvater mit den Zehenspitzen auf dem Stuhl, den toten Körper seines Vaters umschlungen, an ihm zerrend, bis seine Kraft zu schwinden begann.

Mein zwölfjähriger Großvater blieb stumm. Über ihm stand das Schweigen des toten Vaters. Er kam nicht darauf, um Hilfe zu schreien, nach seiner Mutter, die eine Etage höher die kleine Schwester fütterte.

Erst als sie hinunter in die Backstube stieg, um Vater und Sohn Kirschen für das Gebäck zu bringen, sah sie den toten Vater an der Decke und unter dem Vater das Kind. Der Oberkörper des Kindes hing still unter seiner Brust, während die Zehenspitzen schwankend um das Gleichgewicht kämpften. Auch die Mutter schrie nicht. Auch sie blieb stumm.

Mein Urgroßvater muss gewusst haben, dass ihn sein Sohn finden würde. Sein Körper war noch warm.

Am frühen Morgen hatten sie gemeinsam den Brotteig geknetet. Dann war der Sohn in die Schule aufgebrochen. Nach dem Unterricht ging er wie immer in die Backstube, um den Teig für die Gebäckstücke zu kneten. Er stellte seine Schultasche neben die Tür, holte die Schüssel mit dem vorbereiteten Teig aus der Kammer und ging zum Tisch. Als er den Vater an der Decke sah, fiel ihm die Schüssel hinunter. Der Teig rollte über den staubigen Boden und färbte sich schwarz. Instinktiv duckte sich das Kind vor den Schlägen, die es erwartete.

Mein Urgroßvater verabschiedete sich weder von seiner Frau noch von seinen Kindern. Das Einzige, was er hinterließ, war ein halber kariertes Zettel, auf dem in kleinen, ordentlichen Buchstaben geschrieben stand:

Ich verabschiede mich von der Welt wegen der schlechten Geschäfte und der Unmöglichkeit, mit meiner Frau zu leben. Ich bitte darum, meine fünf Kinder in staatliche Obhut zu geben. Ich möchte nicht in meiner Heimatstadt Mistek in Mähren begraben werden.

Meine Urgroßmutter fand den Zettel unterhalb der Füße meines toten Urgroßvaters auf dem sauberen Arbeitstisch. Nachdem sie ihn gelesen hatte, faltete sie ihn zusammen und steckte ihn in die Brusttasche ihrer Kittelschürze. Sie würde ein Leben lang über den Zettel schweigen. Die Scham und die Ohnmacht hingegen, die die Sätze in sie eingeschrieben hatten, würde sie nie wieder loswerden.

Nach dem Selbstmord *des Vaters* wurde der Sohn, mein Großvater, zum *Vater*.

Mein Großvater war das erste von fünf Geschwistern. Sei-

ne beiden großen Brüder Tomáš und Petr waren im Wochenbett verstorben. Nach meinem Großvater kam Dragho-mír, danach die Schwester Boba. Pavel und Eva überlebten die ersten Monate nicht. Es folgten die beiden Kleinsten, Ljudmila und Jindřiška. Jindřiška starb mit drei Jahren.

Mein Großvater heißt Jiří, was die tschechische Form von Georg ist. Er trägt den Namen des heiligen Georg, der als Bezwinger des Bösen die Königstochter vor der Bestie rettet. Einer weiteren Legende zufolge wurde der heilige Georg, Märtyrer des Christentums, für seinen Glauben gefoltert und enthauptet. Nannte mein Großvater seinen Namen Jiří, so fügte er immer hinzu, dass der heilige Georg einer der Erz-märtyrer gewesen sei.

Über meine Familie und den neunundvierzigjährigen Greis

Der Vater, mein Großvater Jiří, ist vor einigen Jahren an seinem Herzen gestorben. Es hatte ihm immer Probleme gemacht. Nach wenigen Metern am Stock ging sein Atem keuchend. Ich hörte das Keuchen, noch ehe ich meinen Großvater mit gebücktem Rücken und kleinen Schritten herannahen sah. Neben seinem Herzen war auch sein Rücken gebrochen. Seitdem ich mich erinnern kann, lief er mit gekrümmtem Rücken am Stock und keuchte. Er setzte den Stock ein Stück nach vorne und zog seine Beine hinterher. Die Füße schleiften über den Boden. Jeder Schritt eine Attacke von altem und von neuem Schmerz. Nach fünf Schritten machte er eine Pause, senkte den Kopf und keuchte in den Boden.

»Das Land, aus dem er kommt, hat ihm den Rücken gebrochen und das Herz zerstört«, sagte meine Großmutter.

In meiner Familie sprechen alle sehr viel und laut. Über sich selbst reden sie nur, wenn es um ihre Errungenschaften geht. Von Niederlagen erzählen sie, wenn es nicht die eigenen, sondern die der anderen Familienmitglieder sind. Daher weiß ich fast alles über sie von anderen und nicht von ihnen selbst. Denn das Leben meiner Familie besteht hauptsächlich aus Niederlagen. Und dann gibt es viele Dinge, über die gar nicht gesprochen wird.

Von meiner Großmutter weiß ich, dass mein Großvater einige Jahre als Hilfsarbeiter Steine und Schutt über Prager Baustellen geschleppt hatte. »Als er 1968 in Deutschland ankam, war der Vater ein Greis. Schon mit neunundvierzig Jahren brauchte er einen Stock, um vorwärtszukommen.«

Mein Großvater hatte damals mit seinen neunundvierzig Jahren dasselbe Alter wie mein Vater heute. Mein Vater hat ebenfalls einen krummen Rücken und graues Haar und wirkt älter, als er ist. Doch eher wie ein neunundvierzig Jahre alter Mann, der schnell gealtert ist, und nicht wie ein neunundvierzig Jahre alter Greis.

Mein Vater nannte meinen Großvater »Jiří«. Oft sprach er aber auch von ihm als »der Vater«. *Mein Vater* wird nie *der Vater* genannt. Er heißt Jürgen, was die altdeutsche Form des Namens Georg ist. Manchmal sagt er: »Jürgen kann würgen«, und lacht. Gewürgt hat mein Vater nie jemanden. Er hatte immer Angst. Vor allem hatte er Angst, dass wir ihn verlassen. Deswegen ging er uns aus dem Weg. Seit sieben Monaten lebt er in Prag, der Geburtsstadt meiner Mutter. Er unterrichtet dort Deutsch. Es heißt, dass er nach zwölf Monaten zurückkommt. Ich bezweifle das. Ehe er nach Prag ging,

dachte meine Mutter daran, ihn zu verlassen. Ich glaube, sie wollte auch meine Schwester und mich verlassen. Sie hatte schon nach einer Wohnung geschaut.

Meine Mutter und meine Schwester sind in der Neubausiedlung zurückgeblieben, in der meine Eltern vor vierzehn Jahren ein Reihenhaus gebaut haben. Ich bin einige Kilometer entfernt in ein Krankenhaus in der Stadt gekommen. Auf eine Kinderstation.

Ich bin schon einige Tage hier. Vielleicht sind es auch Wochen.

Das Krankenhaus hat meine Geschichte unterbrochen. Vielleicht hat es meine Geschichte auch erst entstehen lassen. Oder sie vernichtet. Ich weiß es nicht. An die erste Zeit erinnere ich mich nur verschwommen.

0

In meinem Zimmer gibt es zwei Betten. Sie stehen sich gegenüber. In einem der Betten liege ich, das andere ist leer. Daneben ist ein Tisch mit zwei Stühlen. Ich darf nicht aufstehen, um mich an den Tisch zu setzen. Ab und zu kommt eine Schwester und kontrolliert, ob ich im Bett liege. Es sind immer neue Schwestern. Immer neue Gesichter. Die Gesichter verschwimmen zu *einem* Gesicht, an das ich mich nicht erinnern kann. Ich bin müde. Ich schlafe ein, erwache. Ich weiß nicht, wie spät es ist. Manchmal brennt das Licht in meinem Zimmer, wenn ich aufwache. Manchmal ist es dunkel. Oft weiß ich nicht, wo ich bin. Es gibt ein Fenster, aber das Rollo ist immer heruntergezogen.

Eine Schwester kommt und hilft mir aus dem Bett. Sie führt mich über einen Gang in ein Badezimmer. Sie streift mir das Nachthemd über den Kopf.

»Zieh die Unterhose aus«, sagt sie. Sie gibt mir einen Waschlappen. Während ich mir über die Brust, den Bauch und den Po wische, steht die Schwester daneben.

»Wann kann ich wieder nach Hause?«, frage ich. Die Worte lassen sich schwer aus dem Hals drücken. Die Worte und die Stimme klingen fremd. Wie lange habe ich nicht gesprochen?

Die Schwester seufzt und schüttelt den Kopf.

Mit der Zeit bemerke ich, dass mich zweimal am Tag eine Schwester ins Badezimmer führt. Sie bleibt immer neben mir stehen, während ich mich wasche. Dann führt sie mich zurück über den Flur in mein Bett. Manchmal kommt uns auf dem Flur eine andere Schwester entgegen oder ein Kind. Ich bleibe stehen.

»Geh weiter, du holst dir sonst den Tod«, sagt die Schwester und bringt mich in mein Zimmer. »Leg dich zurück ins Bett.«

Das Bett darf ich nur verlassen, wenn mich die Schwester zum Waschen führt oder wenn ich muss. Unter meinem Bett ist ein Nachttopf. Ich ziehe ihn auf die Seite, die zum Fenster zeigt. Ich will nicht, dass die Schwester mich auf dem Topf sieht. Ich bekomme nur flüssige Nahrung zugeführt, aber in meinem Bauch wird sie hart.

Aus meiner Nase hängt ein Schlauch. Der Schlauch führt durch den Rachen in den Magen. Die Schwester spritzt mit einer Plastikspritze einen Brei hinein. Ich spüre, wie er warm durch die Nase läuft, durch Rachen und Hals.

Ich erinnere mich in Bruchstücken daran, wie mir der Schlauch eingeführt wurde. Ich erinnere mich, dass ich würgen musste, dass ich nach Luft schnappte. Die Schwester spritzte mir Brei und eine Flüssigkeit durch den Schlauch. Danach hört meine Erinnerung auf. Ich muss eingeschlafen sein. Das Nächste, woran ich mich erinnere, ist, wie ich den Schlauch aus der Nase zog. Ich musste erneut würgen. Der Schlauch war blutig, an seinem unteren Ende klebte ein gelbbraunes Gemisch. Ein Fleck aus Blut und dem gelbbraunen Gemisch breitete sich auf meiner weißen Decke aus. Er stank bitter.

Kurz darauf kam eine andere Schwester in mein Zimmer. Sie blieb stehen und fluchte: »Was für eine Sauerei.« Dann lief sie wieder hinaus. Den verschmierten Schlauch ließ sie auf der Bettdecke liegen. Sie kam mit einem Arzt und einem neuen Schlauch zurück. Der Arzt führte mir den neuen Schlauch durch die Nase ein, wieder musste ich würgen und rang nach Luft. Er drückte eine Spritze in die Vene meines rechten Armes.

Als ich das nächste Mal aufwachte, spürte ich den Schlauch in meinem Rachen. Ich versuchte ihn aus der Nase zu ziehen. Ich konnte meine Hände nicht bewegen. Erst da bemerkte ich, dass meine Hände am Bett festgebunden waren.

»Schwester!«, schrie ich.

Die Schwester kam gleich. »Alles ist gut.« Sie legte mir ihre Hand auf die Stirn, strich mir über die Wange. Die Finger waren warm. Sie spritzte mir den Brei in den Schlauch und eine Flüssigkeit. Dann muss ich wieder eingeschlafen sein.

Die Tage danach sind verschwommen. Manchmal brannte das Licht im Zimmer, manchmal war es dunkel. Viele ver-

schiedene Schwestern kamen. Sie haben mir den Brei und die Flüssigkeit in den Schlauch gespritzt, eine Bettpfanne unter den Po geschoben und meinen Körper mit einem Lappen gewaschen. Die Schwestern sind zu *einem* Körper verschwommen. Ihre Gesichter zu *einem* Gesicht verwachsen.

Die Reihe aus Tagen und Nächten ist zu einer elektrischen Lampe geworden, die sich ein- und ausschaltet.

0

Irgendwann sind meine Hände nicht mehr festgebunden. Wie sie gelöst wurden, habe ich nicht mitbekommen.

»Wo ist meine Mutter?«, frage ich. Jedes Wort schleppt.

Die Schwester richtet das verrutschte Kissen unter meinem Kopf. »Du brauchst Ruhe. Versuch zu schlafen.«

»Ich kann nicht schlafen«, sage ich.

Ich schlafe ein. Es ist stockdunkel, als ich aufwache. Ich halte den Atem an. Noch immer weiß ich nicht, wo ich bin, wenn ich aufwache.

Eine Schwester bringt mich zum Waschen, bei den ersten Schritten knicken meine Beine weg. Eine Hand auf meine Schulter gelegt, die andere um meine Taille, führt sie mich langsam, Schritt für Schritt durch den Gang. Zurück im Zimmer, streift sie mir die Hausschuhe von den Füßen, hilft mir ins Bett und deckt mich zu.

Manchmal kommt auch eine Ärztin. Unter ihrem weißen Kittel trägt sie einen Pullover in Grün oder Blau. Ihr spitzes Gesicht steht über einem kräftigen Hals. Die Ärztin sitzt an meinem Bett. Sie misst den Puls, horcht meine Brust ab. Die Daten trägt sie in eine Akte ein.

Die Ärztin führt mich über den Gang in ein kleines Untersuchungszimmer direkt neben dem Bad. Nur in Unterhose, die Hand über der Brust, steige ich auf eine Waage. Seitdem führt mich jedes dritte Mal nach dem morgendlichen Waschen eine Schwester in den kleinen Raum, wiegt mich, notiert die Daten in der Akte und bringt mich zurück ins Bett.

Ab und zu begegnet mir ein Mädchen in weitem Schlafanzug vor dem Untersuchungszimmer. Ihre Wangen sind gerötet. Ich sehe selten andere Kinder, höre sie aber oft. Sie laufen über den Gang vor meiner Tür. Auch von draußen kommen ihre Stimmen. Ich stehe auf und schiebe das Rollo hoch. Ich schaue hinunter in einen Garten. Dort sind zwei Mädchen und ein Junge. Der Junge wirft das größere Mädchen mit einem Ball ab. Der Ball trifft es im Rücken. Ich höre gedämpft sein Kreischen. Im Gang nähern sich Schritte. Ich klettere zurück ins Bett. Die Schwester kommt herein, spritzt mir den Brei in den Schlauch, danach die Flüssigkeit.

Irgendwann bemerke ich, dass die Kinderstimmen aus dem Garten dieselben sind wie die vom Gang. Es sind viele Kinderstimmen, die sich aber wiederholen. Ich lerne zehn Kinderstimmen zu unterscheiden. Sie mischen sich mit den Stimmen der Schwestern. Manchmal kommen auch fremde Stimmen von Erwachsenen und Kindern dazu. Sie kommen an den Sonntagen. Dass Sonntag ist, merke ich daran, dass ich nicht untersucht werde und es leiser ist auf dem Gang. Unter meinem Fenster laufen die Kinder mit den Erwachsenen durch den Garten. Es muss warm sein. Die Kinder tragen kurze Hosen. Eine Frau setzt sich mit einem Mädchen ins Gras. Sie sehen aus wie Mutter und Tochter. Vielleicht sind sie es auch.

0

»Könnte ich einen Stift haben?«, frage ich die Schwester. Sie hat eines der weichen Gesichter, die manchmal lächeln. Ich habe begonnen, die Gesichter der Schwestern in zwei Gruppen zu teilen, die weichen und die harten. Auch die harten Gesichter können lächeln. Aber sie lassen mich nicht in ihr Lächeln hinein. Es ist zwecklos, eines der verschlossenen Gesichter um etwas zu bitten.

»Wofür brauchst du den Stift?«, fragt die Schwester.

Ich deute auf meinen Nachttisch. Darauf liegen drei Bücher. Zwei der Bücher sind Romane, das dritte Buch hat leere karierte Seiten. In einem Paket von meiner Mutter und meiner Schwester kamen einer der Romane und das karierte Buch. Mein Vater hat den anderen Roman geschickt. Ich habe ein paar Seiten der Romane gelesen und sie dann weggelegt. Ich kann mich nicht auf fremde Sätze konzentrieren.

Ich schlage das karierte Buch auf. »Ich möchte zeichnen.«

»Einverstanden, aber nicht zu lange.«

Die Schwester bringt mir einen Kugelschreiber. »Er hat eine blaue Mine. Zeig mir deine Zeichnung, wenn du fertig bist, ja?«

»Ja«, lüge ich.

Ich habe nicht vor zu zeichnen. Ich möchte in das karierte Buch schreiben. Mit dem Kugelschreiber in der Hand setze ich mich im Bett auf. Die Worte in meinem Kopf verlieren ihre Bedeutung. Ich zähle die karierten Kästchen auf der ersten Seite. Es sind tausendzweihundertneunddreißig. Ich schreibe in mein Buch tausendzweihundertneunddreißig.

Dann schlage ich es wieder zu und lege es zurück auf den Nachttisch. Ich stelle mich ans Fenster. Der Garten ist leer. Es ist grau und regnet leicht. Bei dem Wetter dürfen die Kinder nicht hinaus. Vielleicht ist es auch noch zu früh. Ich habe die Ärztin gefragt, ob ich das Rollo öffnen darf. Eine Schwester zieht es nun nach meinem morgendlichen Gang in den Waschraum hoch. Am Abend zieht es die Schwester wieder herunter. Mit dem Tageslicht ist auch die Zeit zurückgekommen.

Ich wache von einem Heulen auf. Das Heulen dringt mir in den Kopf durch den ganzen Körper bis in die Füße. Ich stecke mir die Finger in die Ohren. Das Heulen dringt durch die Finger.

Es kippt vom Heulen ins Schreien. Ein durchdringender langer Ton, der anschwillt, plötzlich abbricht, der nächste folgt unmittelbar.

In die Schreie mischen sich die Stimmen zweier Schwestern. Sie rufen sich etwas zu, ich kann es nicht verstehen, die Schreie haben sich über die Worte gelegt.

Ich versuche, mich zurechtzufinden. Ich liege im Bett eines Krankenhauses. Das Rollo ist hochgezogen. Es ist Tag. Die Schreie kommen vom Gang. Ich kenne die Stimme nicht, weiß nicht, ob es ein Kind ist oder eine Erwachsene. Ich richte mich auf, will raus aus dem Bett, bleibe sitzen. Im Gang öffnet sich eine Tür. Die Stimmen schwellen an. Die Tür geht zu. Dann ist es still.

0

»Warum kommt niemand sonntags zu mir?«

Die Ärztin sitzt neben meinem Bett. Meine Füße schauen nackt unter der Decke hervor. Sie nimmt meinen rechten Fuß und drückt ihre Daumen in die Fußsohle. Sie massiert den Spann entlang zu meinen Zehen.

»Sie wollen nicht kommen«, sage ich.

»Wieso denkst du das? Willst du denn, dass sie kommen?«

Meine Mutter wird nicht kommen. Mein Vater wird nicht kommen. Meine Schwester wird nicht kommen. Meine Großmutter und mein Großvater würden nicht kommen, wenn sie noch leben würden.

»Willst du, dass deine Familie kommt?«

»Nein.«

»Warum nicht?« *Weil ich keine Familie habe. Und wenn ich eine hätte, käme sie nicht.* Ich zerbeiße die Worte mit den Backenzähnen und schlucke sie zurück in den Hals.

»Ich will es nicht«, presse ich stattdessen durch die Lippen.

»Du kannst es dir hier schön machen«, sagt die Ärztin.

»Es gibt hier viele Kinder, die hängen Poster über ihr Bett von Musikgruppen. Oder von Tieren. Hast du auch eine Musikgruppe, die du magst?«

Ich schüttle den Kopf.

»Hast du ein Tier?«

Ich schüttle den Kopf.

»Ein Tier, das du magst?«

Ich schüttle den Kopf.

»Manche Kinder hängen sich auch Fotos auf oder Bilder, die sie selbst gemalt haben. Du zeichnest gerne, oder?«

Ich nicke.

»Die Schwestern können dir weiße Blätter geben, wenn du magst.«

»Ich zeichne auf karierte Zettel«, sage ich.

Ein paar Tage später bekomme ich wieder ein Paket. Auf dem Absender stehen die Namen meiner Mutter und meiner Schwester. Obenauf liegt ein Briefumschlag. Er enthält Fotos von meiner Mutter, meinem Vater, meiner Großmutter, meinem Großvater, meiner Schwester und mir. Ich blättere die Fotos durch. Meine Schwester und ich machen im Garten Spagat, meine Großeltern sitzen auf unserer Terrasse. Mein Großvater betet den Rosenkranz. Meine Mutter steht in Schlittschuhen auf einem gefrorenen See. Ich schaue die Fotos nicht weiter an. Ich stecke sie zurück in den Umschlag und lege ihn in die Schublade des Nachttisches. Ich nehme eine Packung mit Bunt- und eine mit Bleistiften aus dem Paket, einen Block mit weißen Blättern und ein Poster von einer Tänzerin, die mit gegrätschten Beinen in der Luft schwebt. Das Poster hat über dem Bett meiner Schwester gehangen. Ganz unten im Paket finde ich eine kleine Leinwand, ein glattes Meer liegt vor einem leeren Strand. Eine Statue und eine Postkarte. Auch die Leinwand und die Postkarte verstau ich in der Schublade, die Statue stelle ich auf den Nachttisch.

Es ist eine Marienstatue. Sie hat die Größe einer Colaflasche. Schon als kleines Kind habe ich sie bei meinen Großeltern im Schlafzimmer gesehen. Sie thronte auf einem Hocker neben dem Bett. Zu ihren Füßen lag ein Rosenkranz. Eine karierte Pyjamahose hing über die Bettkante und verdeckte ihre hohe Stirn. Ich stand in der Tür.

Was machte ich im Schlafzimmer meiner Großeltern? Schnell zog ich die Tür zu und ging zurück ins Wohnzimmer. Ich setzte mich aufs braune Sofa und versank in der Polsterung.

Über die heilige Maria und den Katholikenbus nach Lourdes

Meine Großeltern fuhren jeden Sommer mit dem Katholikenbus nach Lourdes, saßen in der letzten Reihe und aßen panierte Schnitzel und Kartoffelsalat. Ihr Deutsch hatte einen starken Akzent. Deswegen schwiegen sie. In Lourdes hockte mein Großvater stundenlang in der heiligen Grotte und betete den Rosenkranz. Nach einer Woche schritt er mit seiner Maria über den Parkplatz zum Katholikenbus. Er hielt sie in der rechten Hand. Die Maria war schön. Sie trug einen blauen Umhang und ein weißes Kleid. Die nackten Füße standen auf einem grauen Stein. Ihr Körper war mit dem geweihten Wasser gefüllt. Mein Großvater hatte sie im Souvenirladen neben der Grotte gefunden. Am Ende einer langen Schlange sich gleichender Schwestern.

Jeden Morgen schraubte mein Großvater seiner Maria den Kopf ab und besprengte seine Augenlider mit dem Heiligen Wasser.

Jahrelang fuhren meine Großeltern mit dem Katholikenbus nach Lourdes, saßen schweigend auf der Rückbank, aßen Schnitzel und Kartoffelsalat und füllten in Lourdes der Maria den Bauch auf mit dem geweihten Grottenwasser.

Nach dem Tod meines Großvaters wanderte die Maria

vom Schlafzimmer ins Wohnzimmerregal meiner Großmutter. Als auch sie starb, nahm meine Mutter die Maria zu uns ins Reihenhaus. Sie stellte sie ins Badezimmer neben die Handtücher. Ich habe sie da weggeholt und zu mir ins Kinderzimmer auf die Fensterbank gebracht.

0

Ich sitze aufrecht im Krankenhausbett. Die Maria klemme ich zwischen meine Knie. Ich drehe den Kopf der Maria nach links. Die Fassung dreht sich weiter zu. Als ich nach rechts drehe, öffnet sie sich. Der Körper der Maria ist leer. Der Kopf liegt abgedreht zu ihren Füßen auf meiner Decke, ihr zartes Lächeln neben den Zehen. Im Gang nähern sich Schritte. Ich schraube den Kopf der Maria zurück auf den leeren Körper.

Die Schwester kommt, um mir den Nahrungsbrei durch den Schlauch in der Nase zu spritzen. Es ist wieder die Schwester mit dem weichen Gesicht. Es ist ein Gesicht, in dem ich mich gerne verliere. Ihre gerade Nase verschmilzt mit den geröteten Wangen und dem runden Mund. Die Schwester setzt sich auf den Rand meines Bettes. Sie öffnet einen kleinen Verschluss am Ende des Schlauches, der dazu dient, dass der Brei nicht aus dem Schlauch auf meine Bettdecke tropft.

»Du hast Post bekommen.« Sie zeigt auf die Maria auf meinem Nachttisch. »Wie schön. Von wem?«

»Vom Vater«, sage ich.

»Von deinem Vater?«

Ich schüttele den Kopf. Ich spüre, wie das Nahrungsge-

misch warm den Rachen hinunterläuft. Es riecht nach Banane und Zimt. Mein Magen will den warmen Brei zurück nach oben drücken. Ich halte mir die Hand vor den Mund. Die Schwester soll nicht sehen, dass ich würgen muss.

»Wenn du weiter *so* gut mitmachst, werden wir in ein paar Tagen deine Sonde entfernen«, hat die Ärztin bei ihrem letzten Besuch gesagt. Ehe ich hierherkam, konnte ich meinen Oberschenkel mit zwei Händen umfassen. Mit einer Hand griff ich um meinen Oberarm. Nun lassen sich Daumen und Fingerspitzen nicht mehr schließen.

»Du bist fast gestorben. Du hast Glück gehabt. Ist dir das klar?«

Ich wusste nicht, was ich der Ärztin antworten sollte.

»Wenn du *so* gut weitermachst, wirst du bald die anderen Kinder kennenlernen. Sie haben schon nach dir gefragt.«

Schaue ich in den Garten, kommt es mir manchmal so vor, als würden die Kinder zu mir hinaufblicken. Ich weiß nicht, ob ich die Hand heben, ob ich etwas rufen soll. Ich stehe einfach nur da und schaue, und die Kinder stehen auch einfach nur da. Ich bin froh, dass es die Glasscheibe zwischen mir und den anderen Kindern gibt.

Seit ein paar Tagen ist auch ein ganz kleines Kind im Garten. Es sitzt neben der Wiese auf der Terrasse und zeichnet mit Kreide Kreise auf die Steine. Es hat mit einem Kreis begonnen, der etwa so groß wie ein Hula-Hoop-Reifen ist. In den Kreis hat es einen zweiten Kreis gezeichnet. Seitdem zeichnet das Kind immer kleiner werdende Kreise.

Am frühen Nachmittag kommt eine Schwester und zieht mir den Schlauch aus der Nase. Er ist überzogen von Schleim, Blut und Brei. Ich muss wieder würgen. Mein Inneres stinkt bitter.

Die Schwester schmeißt den Schlauch in eine Plastiktüte und trägt sie hinaus. Kurz darauf kehrt sie mit einer Salbe zurück, die sie auf meinen wunden Nasensteg schmiert.

Ich werde von nun an zu den Mahlzeiten in den Speiseraum gehen. Das hat mir die Ärztin gesagt.

Über die schöne Mutter und die hässlichen Kinder

Ehe ich ins Krankenhaus kam, hatte ich monatelang nicht gegessen. In den ersten Tagen versuchte meine Mutter, mich zum Essen zu zwingen. Sie versuchte es mit Beschimpfungen, mit Bitten, dann mit Drohungen.

»Wenn du nicht isst, darfst du nicht mehr in die Schule gehen.«

Ich antwortete nicht. Ich hatte auch aufgehört zu sprechen. Ich ging nicht mehr in die Schule. Das war mir lieb.

Kinder müssen in die Schule gehen. Also sagte meine Mutter nach zwei Tagen: »Du musst in die Schule gehen.«

Also ging ich wieder in die Schule.

Ich kam zu den gemeinsamen Mahlzeiten in die Küche, saß stumm am Tisch, rührte das Essen nicht an. Meine Hände legte ich neben das Besteck.

Meine Mutter saß mir gegenüber, rechts von mir meine Schwester. Meine Mutter kaute mit geschlossenem Mund. Sie schaute in ihren Teller. Meine Schwester kaute ebenso lautlos, aber schneller als meine Mutter. Ihre Gabel wanderte pausenlos vom Ei zum Mund und vom Mund zum Ei. Mit einer Brotscheibe saugte sie die letzten fettigen Eifetzen auf. Der Hunger meiner Schwester war enorm. Ihr unruhiger

Blick wanderte zu meinem vollen Teller. Er wanderte über die Scheibe Brot, den Eisberg hinauf.

Meine Mutter schaute in ihren Teller. Seit Wochen schaute sie meine Schwester und mich nicht an, wenn wir ihr am Küchentisch gegenüber saßen. Nur selten verlor sich aus Gewohnheit ihr Blick und sprang dann von meiner Schwester zu mir und von mir zu meiner Schwester und von meiner Schwester zurück in ihren Teller.

Ihr Blick sprang in das aufgedunsene Gesicht meiner Schwester, dessen Konturen im Fett versunken waren. Der Kopf meiner Schwester schwamm mit dem Hals, der Hals mit dem wulstigen Rumpf und der Rumpf mit den speckigen Gliedmaßen. Die fleischigen Hände langten über den Tisch, leerten jeden Teller, jede Schüssel, alles, was auf dem Tisch stand, was in den Küchenregalen war, verschwand in dem Berg aus Speck.

Mir hatte der Hunger innerhalb weniger Wochen das Fleisch aus dem Gesicht gefressen. Die Augen lagen in tiefen Kuhlen. Die Haut hing schlaff über den Knochen. Kinn und Wangen bedeckte ein feiner Flaum. Vielleicht wuchsen mir Federn. Ansonsten verdurchsichtigte ich mich.

Der Blick meiner Mutter sprang zurück in ihr Essen. Sie schaute uns nicht mehr an.

Auf der Straße drehten sich die Leute nach uns um. Wir waren das gewohnt. Früher hatten sie sich umgedreht, weil meine Mutter und wir Schwestern schön waren. Nun drehten sie sich um, weil hinter einer schönen Frau zwei hässliche Kinder liefen. Meine Schwester und ich sind aus der Form gefallen, meine Mutter ist schön geblieben.

Meine Mutter ist groß und sehr schlank mit sehr langen Beinen, einer schmalen Taille und einer vollen Brust, dunk-

lem, dauergewelltem Haar und einem ebenen, wenn auch kantigen Gesicht, mit starkem Kinn und hohen Wangenknochen. Ihre Schönheit ist keine weiche, sondern eine harte Schönheit.

Meine Schwester und ich sind oft gefragt worden, ob unsere Mutter wirklich unsere Mutter und nicht unsere große Schwester ist. Sie ist nur etwas mehr als zwanzig Jahre älter als wir. Einundzwanzig Jahre älter als meine Schwester und vierundzwanzig Jahre älter als ich. Aber vielleicht liegt es auch an ihrer Kleidung. Meine Mutter besitzt keine T-Shirts, keine Jeans und keine Funktionsschuhe. Sie besitzt einen Jogginganzug, den sie anzieht, sobald sie nach Hause kommt. Wenn sie das Haus wieder verlässt, trägt sie immer Röcke, Kleider oder enge Hosen und Blusen, immer Stöckelschuhe und Make-up, im Winter einen Pelzmantel. Manchmal trägt sie auch große goldene Ohrringe und glitzernde Strassketten. Nicht, dass die Kleidung meiner Mutter besonders jugendlich wäre: Viele der Mütter tragen jugendliche Jeans und Turnschuhe und werden als Mütter erkannt. Die Kleidung meiner Mutter ist nicht mütterlich. Sie ist *grenzwertig*. So sprach die Mutter einer Klassenkameradin über sie. Wobei ich nicht genau verstand, welche Grenze sie meinte. Welche Grenze, von wo und zu was?

Ehe meine Schwester und ich uns zu verformen begannen, habe ich oft gehört, dass auch wir schön sind. Wir sind viel kleiner als meine Mutter, aber wir waren genauso schlank mit demselben ebenmäßigen Gesicht, dem starken Kinn, den hohen Wangenknochen und den großen Augen. Wir hatten sogar einen ebenso runden schönen Hintern und ebenso schlanke Beine und einen ebenso geschwungenen Mund – nur alles in Klein. Unsere Brüste hingegen waren noch platt.

Und unsere Augen und Haare heller als die meiner Mutter. Meine Augen sind graugrün, die meiner Schwester blau, die meiner Mutter dunkelbraun. Meine Haare sind hellblond, die meiner Schwester dunkelblond, die meiner Mutter fast schwarz.

Meine Mutter lief mit wippenden Hüften. Ihr flogen viele bewundernde und begehrende Blicke hinterher: ihrem geraden Rücken, ihren langen Beinen in den schwarzen Netzstrumpfhosen, die mit großen Schritten über die gepflasterten Bürgersteige und asphaltierten Plätze der Vorstadtsiedlung schwebten. Entlang der immer gleich aussehenden Häuserzeilen: roter Stein, grauer Kitt, braune Fensterrahmen, immer fünf schmale Häuser in eine Reihe gepresst.

Meiner Mutter flogen auch viele gierige, misstrauische, ablehnende und verärgerte Blicke zu. Sie stießen ihr von hinten unter den Rock. Meine Mutter blieb stehen. Sie senkte ihre Augen. Sie lachte. Hell und schön.

Wenn die Blicke meine Mutter trafen, die misstrauischen, verwirrten, aber auch die hemmungslos begehrenden und gierigen Blicke, erinnerte ich mich daran, dass ich nicht will, dass meine Mutter meine Mutter ist. Meine Mutter bedeutet Scham. Sie bedeutet Fremde.

Auch mich und meine Schwester trafen die Augen. Wir standen rechts und links von unserer Mutter einen Schritt hinter ihr. Bald würden auch die Worte kommen. Selbst wenn Worte oft nur das umkleiden, was sie nicht sagen, können Worte gefährlich sein. Die Worte bleiben an uns hängen und schreiben sich in uns ein.

Über die Worte und die Sprache meiner Familie

Mit einem Menschen zu sprechen, ist ein Abhängigkeitsschmerz, schreibe ich in mein kariertes Buch. Es tut gut, die Worte aus meinem Kopf zu lassen. Die Worte verändern sich auf dem Papier. Und sie verändern sich erneut, wenn ich sie lese. Ich streiche *ist ein Abhängigkeitsschmerz* wieder durch. *Mit einem Menschen zu sprechen* bleibt stehen. Ehe ich aufhörte zu essen, habe ich aufgehört, mit meiner Mutter zu sprechen. Über ein Jahr habe ich nicht mit ihr gesprochen. Auch sonst spreche ich nicht gern. Ich traue der Sprache nicht.

Meine Mutter wird von der deutschen Sprache verraten, obwohl sie fast immer in dieser Sprache spricht. Die Wörter klingen anders aus ihrem Mund. Sie rollt das R, und das E klingt mehr nach einem Ä. Ich selbst höre es nicht, weder das verräterische R noch das E. Ich bin ja in ihrer deutschen Sprache aufgewachsen. Ich sehe es nur in den Blicken fremder Menschen, dass ihr Deutsch *nicht richtig* klingt.

Die ursprüngliche Sprache meiner Mutter ist Tschechisch. Sie spricht selten in dieser Sprache, nur ab und zu mit ihrer Schwester und früher mit meinen Großeltern. Meiner Schwester und mir hat sie diese Sprache nie beigebracht. Ich kann die Sprache meiner Familie nicht sprechen und nicht verstehen. Es fällt mir sogar schwer, sie zu erkennen, sie von Sprachen zu unterscheiden, die ihr ähnlich sind. Ich greife immer nur ein paar Fetzen auf, die zusammenhanglos bleiben. Sie klingen fremd und zugleich verloren vertraut. Es ist keine wirkliche, fassbare Vertrautheit, nur der Schatten von etwas, was verschwunden ist.

Sobald meine Schwester, mein Vater oder ich in der Nähe waren, sprach meine Mutter immer Deutsch. Nur wenn sie etwas traf oder angriff, wenn etwas wirklich wichtig für sie war, kippte sie zurück ins Tschechische.

Daher klingt alles, was für meine Mutter wirklich wichtig ist, für mich fremd. Und alles, was ihr etwas bedeutet, verstehe ich nicht.

Mir ist die Sprache fremd. Und alles andere: meine Mutter, meine Familie, die Häuserzeilen, die Nachbarn, das Land, mein Körper, ich bin mir fremd. Seit ich mich erinnern kann, bin ich fremd. Ich bin eine Fremde, die man nicht sieht. Eine versteckte Fremde. Ich bin eine Fremde ohne Körper. In Wirklichkeit bin ich einfach nur ein stinknormales dreizehnjähriges Mädchen, das nicht *gesund* ist.

»Wann komme ich hier raus?«, frage ich die Schwester.

»Wenn du wieder gesund bist.«

Was das bedeutet, weiß ich nicht.

Die Worte tasten sich langsam aus meinem Mund. Es ist immer noch ungewohnt zu sprechen, die Worte vor der Stille zu sehen. Die Stille ist mir vertraut.

Über die Stille und die Häuserzeilenquadrate

Mit meinem Schweigen breitete sich die Stille in unserem Reihenhaus aus. Sie setzte sich zu uns an den Esstisch zwischen meine schöne Mutter und ihre hässlichen Kinder: den schaufelnden Fleischklops, der meine Schwester gewesen war, und mich, das Gerippe.

Wann genau sie gekommen waren, die Stille und die

Hässlichkeit – das erinnere ich nicht. Vielleicht als mein Vater nach Prag zog und uns im Reihenhaus sitzen ließ. Oder schon früher. Als der Eierstockkrebs meiner Großmutter aus ihrem Körper geschnitten werden musste. In ihrer durchsichtigen OP-Unterhose saß sie auf dem Rand ihres Bettes und zeigte auf die rote Narbe über ihrer kahl geschnittenen Scham. Die Narbe reichte bis zur Mitte des aufgeblähten Altfrauenbauchs. Die schlaffen Brüste hingen in den Nabel. Es war das erste Mal, dass ich meine Großmutter nackt sah.

»Zum Glück war es der Chefarzt, der mich aufgeschnitten und den Krebs herausgeholt hat.« Meine Großmutter baumelte mit ihren weißen, von Krampfadern durchsetzten Beinen. Mit lauter Stimme rollten ihre *Rs* durch den Raum, ihre Zimmergenossin wälzte stöhnend ihren Glatzkopf auf die andere Seite. Neben den *Rs* blökten die *Es* meiner Großmutter schrill als *ÄÄÄs*. Der Krebs meiner Großmutter war ein Kräääbs, der laut und aggressiv in der Onkologie herumspang.

Meine Großmutter sprach immer zu laut. Sie schrie eher, als dass sie sprach. Auch mein Großvater, meine Mutter und meine Tante schrien.

Bevor sich die Stille auszubreiten begann, war es immer laut. Schreien war der normale Weg, sich mitzuteilen. In unserem Reihenhaus schrie meine Mutter aus der Küche zu uns nach oben ins Kinderzimmer. Und sie schrie bis unter das Dach zu meinem Vater, der dort zwischen Büchern, Korrekturen und Rauchschwaden hockte. Sie schrie uns zum Mittagessen und Abendbrot, schrie, wann immer sie etwas von uns wollte. Meine Schwester und ich schrien nach unten. Mein Vater hingegen schrie nie. Er ist ein leiser Mensch.

Wenn meine Mutter zum Essen schrie, kam er entweder stumm hinunter oder blieb in seinem Zimmer hocken. Meine Mutter schrie ein zweites oder drittes Mal zu ihm nach oben, dann zu uns in den ersten Stock, wir sollten unseren Vater zum Essen holen. Und meine Schwester und ich schrien von der mittleren Etage bis unters Dach.

Meine Mutter machte sich nichts daraus, dass ihr Schreien bis in das Wohnzimmer unserer Nachbarn drang. Ich dachte lange nicht daran, dass sich unsere Nachbarn von rechts und links in unser Wohnzimmer quetschten und alles hören konnten.

Das Reihenhaus ist ein hellhöriges Haus. Mit seinen dünnen Wänden ist es in eine Zeile aus fünf Häusern gepresst, die alle gleich aussehen. Von Weitem verschwimmen sie zu einer langen roten Ziegelwand. Nur die quadratischen Vorgärten und die rechteckigen Gärten auf der Rückseite markieren die Grundstücksgrenzen. Mit drei weiteren Häuserzeilen bildet unsere Häuserzeile ein Quadrat um einen gepflasterten Platz. Hinter unserem Häuserzeilenquadrat folgt das nächste Häuserzeilenquadrat, dahinter folgt ein weiteres, und so geht es kilometerlang. Das Viertel ist ein Labyrinth aus sich gleichenden Häuserzeilenquadraten, in dem sich jede, die neu in die Siedlung kommt, verliert. Sie irrt über Plätze und Straßen, die An der Weide, In der Mühlen-gasse oder Am Melkweg heißen. Die Namen erinnern an das Dorf, das es hier nie gab. Der Ort bestand nur aus Kapelle, Friedhof und ein paar Bauernhöfen, umgeben von Äckern, Feldern und Obstgärten. Die Kirche und die Schule dagegen lagen im nächsten Dorf.